

N° 03/14

Berner Zeitschrift für Geschichte

76. Jahrgang



Ernährung macht Schule – seit 200 Jahren

*Herausgegeben von
Lukas Boser und Michèle Hofmann*

Berner Zeitschrift für Geschichte (BEZG)

Die Berner Zeitschrift für Geschichte bietet ihren Leserinnen und Lesern gut aufbereitete und vielfältig illustrierte historische Beiträge. Die Berner Zeitschrift für Geschichte ist zugleich das Organ des Historischen Vereins und informiert über dessen Aktivitäten. Die Redaktion ist für die Themen- und Manuskriptausswahl zuständig. Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind die Autorinnen und Autoren verantwortlich.

Die Berner Zeitschrift für Geschichte erscheint mit finanzieller Unterstützung der Erziehungsdirektion des Kantons Bern (Amt für Kultur).



HVBE
Historischer Verein
des Kantons Bern



**Erziehungsdirektion
des Kantons Bern**

Impressum

Herausgebende Institutionen

Bernisches Historisches Museum, Burgerbibliothek Bern, Historischer Verein des Kantons Bern, Staatsarchiv des Kantons Bern, Stadtarchiv Bern, Universitätsbibliothek Bern

Redaktion

Dr. Gerrendina Gerber-Visser (gerrendina.gerber-visser@hist.unibe.ch)

Dr. Martin Stuber (martin.stuber@hist.unibe.ch)

Historisches Institut der Universität Bern, Zähringerstrasse 25, 3012 Bern, Tel. 031 631 83 82

www.bezg.ch

Rechnungsführung, Adressänderungen und Bestellung von Einzelheften

Universitätsbibliothek Bern, Sekretariat, Muesmattstrasse 27, 3012 Bern, Tel. 031 631 92 00, bezg@ub.unibe.ch

Preise

Jahresabonnement (4 Nummern) Fr. 60.– / Einzelheft Fr. 20.–

Für die Mitglieder des Historischen Vereins ist der Abonnementspreis im Jahresbeitrag von Fr. 80.– inbegriffen. Anmeldung als Mitglied: www.hvbe.ch

Nachdruck

Der Nachdruck von Aufsätzen oder von grösseren Partien daraus ist nur mit Bewilligung der Redaktion gestattet.

Korrektorat

Margrit Zwicky (mazw.oakdale@bluewin.ch)

Marianne Gendre Loutsch (marianne.gendreloutsch@unil.ch)

Druck, Beilagen und Inserateverwaltung

Rub Media AG, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Tel. 031 380 14 80

Buchbinderische Arbeiten

Buchbinderei Schlatter AG, Liebefeld

Gestaltung

POL Konzeption und Gestaltung, Bern

76. Jahrgang, Heft Nr. 3, 2014

ISSN-Nummer 0005-9420

Rezensionen

Atlas historique du Jura. Publié sous la direction de Clément Crevoisier. Préface de Dick Marty.

Société jurassienne d'émulation. Cercle d'études historiques.

Porrentruy 2012. 243 S. ISBN 978-2-940043-49-1.

Es ist eher selten, dass eine wissenschaftliche Publikation sofort beim Erscheinen ein Echo in der Tagespresse findet. Genau das war der Fall beim *Atlas historique du Jura*. Das Werk erschien im August 2012. Die offizielle Buchvernissage fand erst am 11. Oktober 2012 statt, und zwar in Biel und nicht etwa in Delsberg, Pruntrut oder Moutier. Bis Ende 2013 erschienen in den Tagesmedien rund 15 Besprechungen, was für ein wissenschaftliches Werk doch bemerkenswert ist.

Clément Crevoisier, aufgewachsen in Delsberg und heute wohnhaft in Yverdon, legt zusammen mit einer Gruppe weiterer junger Geschichtswissenschaftler einen bemerkenswerten neuen Atlas zum Jura vor. Das Werk schliesst an die 1984 erschienene *Nouvelle Histoire du Jura* an, die heute vergriffen ist. Stand dieses Werk noch ganz unter dem Eindruck der bernisch-jurassischen Auseinandersetzungen und diente dazu, dem Jura eine «nationale Geschichte» zu geben, so versucht die Gruppe der 17 jungen Historiker (sowohl aus dem Berner Jura als auch aus dem Kanton Jura) in 21 Texten und rund 102 Karten (Kartengrafik von Jérôme Konrad), Grafiken und Tabellen neue Akzente zu setzen. Das Werk ist einer Initiative der historischen Kommission der *Société jurassienne d'émulation* zu danken, jener 1847 gegründeten Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft und Forschung über den Jura.

Im *Bund* vom 28. August 2012 wurde das Werk gar als «historisches Fundament für einen Grosskanton Jura» begrüsst. Diese Sicht ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Die Erscheinungszeit des Atlas war auch nicht ganz zufällig. 2013 sollte, erstmals seit den 1970er-Jahren, ein Juraplebizit stattfinden. Falls das Volk des heutigen Kantons Jura und – wider Erwarten – auch jenes des Berner Juras beschliessen sollten, gemeinsam einen neuen, grösseren Kanton zu gründen, wäre die historische Basis bereits gelegt. Die Doppelabstimmung vom 24. November 2013 im Berner Jura und im Kanton Jura zeigte dann allerdings, vielleicht nur vordergründig, ein ganz anderes Bild. Grenzen hatten sich nicht aufgeweicht, die Mentalitäten sich nicht verändert. Der Kanton Jura sagte mit 79% der Stimmen «Ja» zur Einleitung eines Verfahrens für die Bildung eines «Grosskantons» Jura, die Bernjurassier mit 74% der Stimmen «Nein».

«Outil de réflexion» nennt der Herausgeber Crevoisier den Atlas, der den Jura in eine überregionale, bernische, schweizerische und internationale Perspektive stellen soll. Reflektiert werden soll vornehmlich über Grenzen, deren Veränderung und deren Aufhebung. «Der Begriff der Grenzen ist veränderlich und spiegelt Vorstellungen des

Raums, die sich mit der Zeit verändern können», schreibt Dick Marty in seinem Vorwort. Der Tessiner hatte als Vermittler und Präsident der interjurassischen Versammlung viel dazu beigetragen, dass sich die Kantone Bern und Jura auf einen neuen Anlauf zur Lösung der Jurafrage einigen konnten. Das Werk biete in der Stunde, in der die betroffene Bevölkerung sich erneut zur Karte der Grenzen äussern könne, «dem Leser die Gelegenheit, einen neuen, historischen, differenzierten und aufgeklärten Blick auf die Region zu werfen». Wird der Anspruch erfüllt? Wird die Gelegenheit wahrgenommen?

Nun zunächst ein Blick in den Atlas. Visueller Auftakt sind die 16 künstlerisch perfekten Fotografien von Anaïs Schrameck, die den Raum abstecken, darunter Belfort, Biel und Basel. Ein Blick also, der über die Schweizer Grenze und über die Sprachgrenze hinausreicht. Ein Programm?

Gewollt ist die Umkehrung der Chronologie (*présentation antichronologique*), der Atlas beginnt also innerhalb seiner Teilbereiche mit der Darstellung der jüngsten Epochen, das Schlusskapitel ist eine Übersicht *Avant l'an mil*.

Das Werk ist aufgeteilt in sieben Teile von recht verschiedenem Gewicht: *Territoires institutionnels et mobilité* – *Territoires économiques* – *Territoires politiques* – *Territoires religieux* – *Avant l'an mil* – *Topographie* – *Cartographie dans l'histoire*. Im Mittelpunkt stehen die Karten und Grafiken (beeindruckend präzise und aussagekräftig sowie ästhetisch ansprechend). Die Kommentare sind kurz und aussagekräftig, wo nötig finden wir eine Chronologie (etwa eine Liste der Bischöfe von Basel), am Schluss des Kapitels folgt die Bibliografie.

Greifen wir einige interessante Darstellungen heraus. Instruktiv ist beispielsweise die Darstellung des Werdens des Strassen- und Bahnnetzes im Teil *Territoires institutionnels et mobilité*. Breiten Raum nimmt die Darstellung der demografischen Entwicklung ein, die richtigerweise mit der Industrialisierung des Juras verknüpft wird. Sie bezieht zu Vergleichszwecken auch die demografische Entwicklung des «alten Kantonsteils» ein. Der Aufschwung der Uhrenindustrie liess die jurassischen Distrikte teilweise zu den stärksten Wachstumszentren des Kantons werden. Später machten die Umbrüche in der Uhrenindustrie die Region der sieben jurassischen Amtsbezirke und Biels verwundbar: 1970 arbeiteten rund 41 000 Personen in der Uhrenindustrie, 1990 noch knapp 7000, wobei allerdings die Wertschöpfung sich vervielfacht hat.

Das Kapitel *Territoires politiques* wird eingeleitet mit der Darstellung der Juraplebiszite 1959, 1970, 1974, 1975 und 1978 (eidgenössische Abstimmung über die Schaffung des Kantons Jura).

Auffällig bei diesem Vergleich: Die Veränderung der Stimmanteile in den ehemaligen sieben jurassischen Amtsbezirken ist sehr klein in diesen rund zwanzig Jahren. Das Gleiche gilt, wie oben vermerkt, auch für die Abstimmung von 2013. Dann geht der

Blick zurück zur kurzlebigen Raurakischen Republik und zum Département du Mont-Terrible und schliesslich zum Fürstbistum Basel.

Eindrückliches Anschauungsmaterial zur Geschichte der Region und zur Veränderbarkeit von Grenzen bietet das Kapitel *Territoires religieux*. Bekanntlich war das Fürstbistum Basel keineswegs identisch mit der Diözese Basel, die in allen Epochen wesentlich grösser war. Das Bistum Basel reicht heute bis ins Wallis, an den Vierwaldstättersee und ohne territorialen Zusammenhang an den Bodensee.

Da ist es nun schade, dass eine Untersuchung der konfessionellen Struktur der einzelnen Distrikte des Juras und der Gemeinden unterbleibt. Die seit den 1950er-Jahren zu beobachtende Zunahme der Mobilität, die sich in den letzten Jahren rasant beschleunigt, hat das konfessionelle Gefüge der Schweiz umgekrempelt. Es gibt längst nicht mehr reformierte und katholische Kantone, sondern nur noch grössere oder kleinere konfessionelle Mehr- und Minderheiten. Wie tritt uns diese Entwicklung im Jura entgegen? Man darf wohl vermuten, dass die Entwicklung zur konfessionellen Gemengelage im Jura etwas langsamer verläuft als andernorts. Traditionell wurde die Abgrenzung des Nordjuras, implizit also die separatistische Bewegung teilweise damit erklärt, dass dieser Teil des Juras sich in einer doppelten Minderheitenposition befand oder noch befindet. Einerseits als sprachliche Minderheit im Rahmen des Kantons Bern, andererseits auch als konfessionelle Minderheit. Der Südjura, also der heutige Berner Jura, befindet sich nur sprachlich, nicht aber konfessionell in einer Minderheitenposition. So wäre eine Untersuchung einer allfälligen konfessionellen Dynamik recht interessant.

Das Gleiche gilt natürlich für allfällige Veränderungen der sprachlichen Zusammensetzung der Bevölkerung. Deren Dynamik am Jurasüdfuss ist bekannt. Die Bieler Zweisprachigkeit verdankt sich zu einem guten Teil der Ansiedlung von jurassischen Uhrenarbeitern in Biel in den 40er-Jahren des 19. Jahrhunderts. Der neulich aufgeflammte Schulstreit in Nidau ist letztlich auf die Tatsache zurückzuführen, dass Nidau heute rund 20% französischsprachige Bewohner hat. Hebelt die rasant zunehmende Mobilität das bisher geltende sprachliche Territorialprinzip aus? Und wie steht es am Nordrand der jurassischen Region? Frisst sich die deutschsprachige Agglomeration Basel langsam und unbemerkt in französischsprachiges Territorium?

Da treten auch die Pendlerströme ins Blickfeld, wobei Stärke und Richtung interessieren. Wie veränderten sie sich im Lauf der modernen Geschichte seit ungefähr 1880? Wie stark ist der wirtschaftliche Sog der am Rand der Region gelegenen Zentren Basel, Belfort und Biel? Wie ist das Verhältnis zwischen Zupendlern und Wegpendlern, das vom Arbeitsplatzangebot gesteuert wird?

Genug Fragen also, deren Beantwortung in einem zweiten Atlasband erfolgen könnte. Es ist zu hoffen, dass er in Angriff genommen wird.

Eine Kritik, welche die Qualität des Werkes aber keineswegs mindern soll, muss angebracht werden beim Kapitel *Topographie*. Dem umsichtigen und präzisen «Aperçu géographique de l'espace jurassien» wird der Ausschnitt aus der doch recht banalen Landeskarte im Massstab 1:500 000 überhaupt nicht gerecht. Geologie, Tektonik, Morphologie, Klima, Gewässer und Pflanzenkleid prägen einen Raum als Bühne für menschliches Dasein und Entfaltung einer Gesellschaft. Das hätte ausführlicher kartografisch dokumentiert werden müssen.

Die «Jurafrage» soll entpolitisiert werden mit einer neuen Sicht auf diese geschichtsträchtige und interessante Region. Ist das gelungen? Ja, zum Teil sicher. Aber ist da nicht eine Gelegenheit verpasst worden? Wer die Region Jura definiert, wie es die Autoren des Atlas tun, mit den Eckpunkten Biel, Belfort und Basel, anerkennt, dass der Jura als historische Region ein zweisprachiges Gebilde ist, was impliziert, dass der Band auch zweisprachig (mindestens in den Kartenlegenden) daherkommen müsste. Dies auch aus einem zweiten Grund: Dem ausgezeichneten Werk wäre eine weite Verbreitung auch in der Schweiz ausserhalb der Romandie zu wünschen.

Christoph Zürcher, Bern

Bernisches Historisches Museum (Hrsg.): KUBUS – Bernisches Historisches Museum :mlzd Architekten.

Baupublikation zum Museumsanbau (2000–2009). Bern: Stämpfli 2012. 76 S. ISBN 978-3-9523269-7-8.

Um 1890 konkurrierten die Städte Basel, Bern, Luzern und Zürich um den Sitz des Nationalmuseums der Schweiz. Die Stadt Bern bewarb sich mit einem Museumsprojekt an prominenter Stelle. In der Achse der Kirchenfeldbrücke direkt der Altstadt gegenüber sollte das Nationalmuseum den Beginn des Kirchenfeldquartiers markieren. Die eidgenössischen Räte zogen der Kandidatur Berns jedoch jene von Zürich vor. Das Landesmuseum steht seither in der Limmatstadt in der Nähe des Hauptbahnhofs. Das Berner Projekt wurde aber nicht aufgegeben und so wurde nach nur dreijähriger Bauzeit 1894 das Bernische Historische Museum an prominenter Lage eröffnet. Eine Lage, die einem der bedeutendsten kulturhistorischen Museen der Schweiz gerecht wird. Das Museum wurde im Sinne des romantischen Historismus errichtet, des für das Selbstverständnis der Nationalstaaten Ende des 19. Jahrhunderts typischen Baustils. 1922 folgte mit dem Moser-Bau der erste Anbau an den Altbau. Bereits elf Jahre nach der ersten Erweiterung ist von einem weiteren Anbau die Rede, damit die Platznöte des Museums gelindert werden können. Es sollte schlussendlich über 70 Jahre dauern, bis dieser Wunsch Realität wurde. 2000 wurde das Projekt eines Erweiterungsbaus lan-

ciert. Das Bieler Architekturbüro :mlzd gewann 2001 den Architekturwettbewerb mit ihrem Projekt «titan». Der Beginn der Bauarbeiten erfolgte 2007, zwei Jahre darauf konnte die Fertigstellung des Gebäudes gefeiert werden.

Diesem markanten Gebäude, sowohl Kubus als auch Titan genannt, widmete das Bernische Historische Museum 2012 eine Publikation. In drei Chronologien werden die Geschichte des Museums, die 70 Jahre andauernde Suche nach einer Lösung für die Raumnot und die Geschichte des Bauprojekts kurz zusammengefasst. Angereichert wird dieser einleitende Teil mit historischen Bildern des Museums. Die Publikation lässt anschliessend vier am Projekt beteiligte Personen zu Wort kommen. Im Namen der Aufsichtskommission des Bernischen Historischen Museums widmet sich Irène Maeder Marsili in einem Essay der Liebe zum Detail (am Bau des Kubus) und Ueli Läderach, Präsident der Baukommission, stellt sich in seinem Beitrag die Frage, was Baukunst ist. Besonders hervorzuheben ist der Beitrag des ehemaligen Berner Denkmalpflegers Jürg Schweizer, der auf die Planung des Kirchenfeldquartiers zurückblickt und den Neubau der :mlzd-Architekten in einem grösseren räumlichen Kontext beurteilt. Abgeschlossen wird die Beitragsreihe von Claude Marbach, Mitglied des Architekturbüros :mlzd. Claude Marbach geht dabei auf die gestalterischen und funktionalen Herausforderungen im Planungsprozess ein und erläutert den für die Planung des Kubus so wichtigen Dialog zwischen Alt- und Neubau. Die Beiträge bieten allesamt einen Einblick in die Planung und den Bau des Kubus, wobei vor allem der Beitrag von Jürg Schweizer inhaltlich als gehaltvoll bezeichnet werden kann. Das Werk versteht sich nicht als historische Aufarbeitung der Geschichte des Bernischen Historischen Museums oder der detailgetreuen Wiedergabe des Planungs- und Bauprozesses des Erweiterungsbaus. Die Architektur und das Design des Kubus stehen im Mittelpunkt der Publikation, was man anhand des stilvoll gestalteten Inhalts des Buches und der zahlreichen Fotografien des Neubaus erkennen kann. Die qualitativ hochwertigen Fotografien des Kubus bieten neben dem gestalterischen auch einen inhaltlichen Mehrwert, verdeutlichen sie doch die in den Beiträgen erläuterten Merkmale und Ideen hinter der Planung des Neubaus.

Dass die Publikation des Bernischen Historischen Museums vor allem eine Hommage an den architektonisch überzeugenden Neubau der :mlzd-Architekten ist, wird insbesondere bei der Umschlaggestaltung augenfällig. Der Karton-Umschlag des Buches ist der Fassade des Neubaus nachempfunden. Die Oberfläche des Kubus ist mittels unterschiedlich tief eingelassenen Pixelmustern versetzt, die durch digitale Verfremdung an die wehrhaften Bossenmauerwerke des Altbaus anlehnen sollen.¹ Die Übertragung dieses Musters auf den Umschlag gibt dem Buch einen weiteren gestalterischen Gehalt. Die Publikation vermag denn auch vor allem gestalterisch zu über-

zeugen. Die Beiträge dienen dabei eher als Supplément, was im Rahmen einer Würdigung eines Bauwerks aber keinesfalls als fehl am Platz wirkt.

Mirio Woern, Biel

¹ Adam, Hubertus: Kubus/Titan. In: Bauwelt. Nr. 41/2009, 104. Jg. Berlin. S. 26–31, hier S. 26.

Bieler Geschichte. Hrsg. von der Stadt Biel unter der Leitung von David Gaffino und Reto Lindegger.

Baden: hier + jetzt 2013. 2 Bde. 1030 S. ISBN 978-3-03919-289-2.

Die Mehrheit der Städte und Gemeinden im Kanton Bern mit mehr als 10 000 Einwohnerinnen und Einwohnern verfügen leider über keine neuere Geschichte ihres Gemeinwesens. Die Stadt Biel beschloss 2008, dies für sich zu ändern und damit eine grosse historiografische Lücke im Kanton zu schliessen. Sie setzte eine Projektleitung und einen Beirat ein, welche die Arbeiten von sieben Autorinnen und Autoren koordinierten und begleiteten. Das Ergebnis liegt seit Ende 2013 in Form von zwei umfangreichen Bänden vor, die gleichzeitig in einer deutsch- und einer französischsprachigen Fassung erschienen.

Band 1 behandelt den Zeitraum von den Anfängen bis 1815, Band 2 die Zeit von 1815 bis in die Gegenwart. Für den ersten Band bildete die drei Bände umfassende Stadtgeschichte von Cäsar Adolf Bloesch von 1855/56 einen wichtigen Orientierungspunkt. Sie war die bisher einzige umfassende Publikation zur Geschichte Biels, wenn man vom 1999 erschienenen Stadtgeschichtlichen Lexikon absieht.

Laurent Auberson ist der Autor des ersten der 16 Kapitel von Band 1. Er schildert das Landschaftsbild und die ersten Siedlungsspuren am unteren Ende des Bielersees bis ins Frühmittelalter. Darin zeigt er aufgrund von archäologischen Quellen, dass der Altstadthügel von Biel – entgegen verschiedener Theorien von Historikern aus den vergangenen 200 Jahren – in römischer Zeit kein bewohnter Ort war, obwohl das Seeland zahlreiche römische Siedlungen aufwies. Margrit Wick-Werder und Markus Wick verfassten die Kapitel zu den Epochen vom Frühmittelalter bis 1610. Wann Biel als Siedlung entstand, ist unklar. Als der Ort 1142 erstmals urkundlich erwähnt wurde, war er wohl ein Dorf am Weg zwischen Basel und dem Genfersee, das sich erst im 13. Jahrhundert zur Stadt am Rand des Territoriums des Fürstbistums Basel entwickelte. Biel versuchte, die Schwäche der Bischöfe von Basel im 14. und 15. Jahrhundert auszunutzen und mehr Autonomie zu gewinnen. Dies gelang nur teilweise: Nach den Burgunderkriegen vermochte sich Biel als zugewandter Ort der Eidgenossenschaft zu etablieren, ohne je einen Bündnisvertrag dazu abzuschliessen. Zudem ge-

wann die Stadt während der Reformation, der sie sich parallel mit Bern anschloss, mehr Einfluss im nördlich gelegenen Erguel. Trotzdem gelang es nicht, die Herrschaft der Fürstbischöfe von Basel loszuwerden. Biel etablierte sich als grosse Kleinstadt ohne Untertanengebiet, eingezwängt zwischen den eidgenössischen Orten Bern, Freiburg und Solothurn. Im Vertrag von Baden von 1610 bestätigte die Tagsatzung den rechtlichen Status Biels als Stadt im Territorium des Fürstbistums Basel, die eine weitgehende Selbstverwaltung ausübte.

Für die Kapitel von 1610 bis 1815 zeichnen Antonia Jordi, Tobias Kaestli und Pascal Kaegi als Autorin und Autoren. Sie schildern in chronologischer Abfolge die Ereignisse und Entwicklungen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Wie andere Schweizer Städte war Biel mit dem internationalen Geschehen wie dem Dreissigjährigen Krieg konfrontiert und profitierte von Soldverträgen mit ausländischen Staaten. In der Stadt etablierten sich die führenden Familien in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als politische Macht. Die Sonderstellung als protestantischer Ort mit einem katholischen Herrscher führte auch im 18. Jahrhundert regelmässig zu Konflikten.

1747 erlaubte der Rat zwei Bielern die Gründung einer Kattun- und Indiennefabrik. Diese Manufaktur war der erste industrielle Betrieb in Biel und bedruckte bis 1842 erfolgreich Baumwolltücher mit modischen Mustern für den Export.

Nach dem Einmarsch der Franzosen 1798 bildete Biel mit den umliegenden Gemeinden bis 1814 einen Kanton im französischen Staatsgebiet. Diesen Status versuchte die Stadt in den Verhandlungen des Wiener Kongresses 1814/15 beizubehalten. Doch Biel wurde 1815 zusammen mit dem Jura in den Kanton Bern eingegliedert.

Band 2 ist ebenfalls chronologisch aufgebaut. Die politischen Ereignisse bilden den roten Faden durch die zwölf Kapitel und den Schwerpunkt des Bandes. Darin eingeflochten sind Informationen zu den Bevölkerungszahlen, zur Geschichte einzelner Firmen, zur Stadtentwicklung, zu Schulen sowie zu kulturellen Institutionen und Veranstaltungen. Dabei ergeben sich ab und zu Wiederholungen, wenn Ereignisse am Schnittpunkt zweier Kapitel thematisiert sind.

Bis in die 1830er-Jahre verloren die alteingesessenen Bieler Bürgerfamilien ihren politischen Einfluss auf lokaler Ebene. Neu Zugezogene ohne Bieler Bürgerrecht waren nun in der Mehrheit und prägten das politische und gesellschaftliche Geschehen in der Stadt.

Nach dem Niedergang der Textilindustrie um 1840 war der zugewanderte Gymnasiallehrer Ernst Schüler massgebend an der Ansiedlung der Uhrenindustrie beteiligt. Dieser Wirtschaftszweig entwickelte sich in Biel ab 1840 sehr erfolgreich: Neue Arbeitsplätze entstanden, was Arbeitskräfte nach Biel lockte und die Bevölkerungszahl der Stadt schnell und stark ansteigen liess. Die Uhrenindustrie ist bis heute sehr

konjunkturabhängig; dies führte in Krisenzeiten zu grossen Umsatzeinbrüchen und starkem Stellenabbau. Biel war deshalb in den Wirtschaftskrisen des 20. Jahrhunderts immer wieder von Arbeitslosigkeit, Steuerausfällen und einer hohen Fürsorgequote betroffen.

Als Industriestadt war Biel im 20. Jahrhundert politisch und gesellschaftlich von der Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie geprägt. Die Gemeinde wurde über Jahrzehnte von einer linken Mehrheit regiert, nachdem die Stimmbürger den Sozialdemokraten Guido Müller 1921 zum Stadtpräsidenten wählten, der Biel politisch und als Persönlichkeit bis 1947 prägte. Er führte die Stadt erfolgreich durch die Krisenjahre und hinterliess auch bauliche Spuren, indem er die Entstehung des Bahnhofquartiers im Stil des Neuen Bauens massgeblich förderte. Nach einer dreissigjährigen Phase mit freisinnigen Stadtpräsidenten vermochte die SP mit Hermann Fehr (1977–1990), Hans Stöckli (1990–2010) und Erich Fehr (seit 2011) das Stadtpräsidium wieder zu besetzen.

Nach 1815 war Biel jeweils sehr direkt in die Jurafrage involviert, da zumindest mit dem Südjura enge Verflechtungen bestanden. Zudem wäre bei einer Abspaltung des ganzen Berner Juras vom Kanton Bern die französischsprachige Bevölkerung Biels innerhalb des Kantons isoliert gewesen. Die Beziehungen Biels zum Jura sind denn auch wiederholt Thema dieses Bandes.

Die wenigsten Leserinnen und Leser werden diese Publikation von mehr als 1000 Seiten von A bis Z und in einem Zug konsumieren. Wie andere Orts- oder Kantonsge- schichten dienen die zwei Bände als Handbuch zum Nachschlagen. Dabei ist jedoch der chronologische Aufbau besonders in Band 2 etwas hinderlich. Wer sich über bestimmte Themen informieren möchte, muss den Band mühsam suchend durchblättern. Da die Publikation kein Register aufweist, wird das Nachschlagen zusätzlich erschwert. Wünschbar wäre zudem gewesen, wenn die wirtschaftlichen Akteure Biels stärker herausgearbeitet worden wären. Es gibt in Band 2 leider keine Übersicht, welche Firmen jeweils am meisten Arbeitskräfte beschäftigten und an welchen Standorten sie produzierten. Eine grafische Aufbereitung der Stadtentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert oder ein gut lesbarer Stadtplan fehlen ebenso.

Die beiden Bände enthalten über 800 Abbildungen. In Band 1 sind darunter viele Karten und Grafiken, die zusammen mit anderen Illustrationstypen den Text gut bebildern. Die Abbildungen in Band 2 fallen demgegenüber etwas ab. Viele sind so klein reproduziert, dass der Inhalt nur schlecht sichtbar ist; zudem weist der Band nur wenig farbige Illustrationen auf. In etlichen Fällen wäre es sinnvoll gewesen, weniger Abbildungen zu wählen, dafür die aussagekräftigsten gross und mit gut sichtbaren Details zu zeigen.

Trotz dieser Kritik ist die Bieler Geschichte ein Meilenstein in der Bieler Historiografie und ein wichtiges Buch in der Geschichtslandschaft des Kantons Bern.

Christian Lüthi, Bern

Bonstettiana. Historisch-kritische Ausgabe der Briefkorrespondenzen Karl Viktor von Bonstettens und seines Kreises [1753–1832]. Hrsg. von Doris und Peter Walser-Wilhelm, Heinz Graber, unter Mitarbeit von Antje Kolde, Anja Höfler, Regula Walser. 14 Bde.

Bern: Peter Lang (Bde. 1–3, 6–8) und Göttingen: Wallstein Verlag (Bde. 4f., 9–14) 1996–2011 [violette Reihe].

Bonstettiana. Karl Viktor von Bonstetten, Charles Victor de Bonstetten: Schriften [1762–1831]. Hrsg. von Doris und Peter Walser-Wilhelm, Anja Höfler, unter Mitarbeit von Antje Kolde, Stefan Howald. 9 Bde. In 5 Abteilungen und 1 Registerband (Gesamtregister).

Bern: Peter Lang (Abt. 1f.) und Göttingen: Wallstein Verlag (Abt. 3–5 + Register) 1997–2011 [rote Reihe].

Wer vor den 24 Bänden der Bonstettiana-Ausgabe steht,¹ weiss kaum, welchen Teil er als ersten zur Hand nehmen soll.² Denn im Grunde handelt es sich nicht um eine kommentierte Edition, sondern um eine ganze Welt: die Welt eines Berner Patriziers, der den grössten Teil seines Lebens ausserhalb seiner Heimatstadt verbrachte, dem das Französische geläufiger war als das Deutsche und der die wechselvolle Epoche der Sattelzeit in all ihren Facetten miterlebte. Gefühle lähmender Versteinerung, ja der Dekadenz im Alten Bern, aufklärerische Aufbruchsstimmung und liberaler Fortschrittsglaube um 1800, Nostalgie und Resignation in der Restauration, aber auch Hoffnung auf bessere Zeiten nach 1830 prägten Karl Viktor von Bonstetten, während er seine Verwaltungsämter ausübte, sich mit europäischen Geistesgrössen (Germaine de Staël, Lord Byron, Pellegrino Rossi) austauschte oder auf Reisen im Ausland (Italien, Frankreich, Dänemark) war.

Dass es den Hauptherausgebern und Initianten des Projektes, Doris und Peter Walser-Wilhelm, nicht nur um die Schriftzeugnisse eines exemplarischen Zeitgenossen ging, machten sie bereits mit der Wahl ihres Titels klar. So enthält die violette Reihe Bonstettens Korrespondenz samt den Gegenbriefen seiner Bekannten. Da seine Briefpartnerinnen und -partner in ganz Europa lebten, kann man sich vor dem Rechercheaufwand in zahlreichen ausländischen Archiven und Bibliotheken nur verneigen, und es erstaunt nicht, dass zwischen Inangriffnahme der Edition und dem Erscheinen des ersten Bandes ganze 16 Jahre verflossen. Eine sorgfältige, kommentierte Ausgabe dieses Umfangs

beschäftigt notwendigerweise eine gesamte Forschergeneration (1980 bis 2011).³ Trotz den langen Vorarbeiten war es unvermeidlich, Nachträge in die Folgebände einzufügen: Zu dem Bekannten gesellten sich unverhoffte Funde, und gewisse Archive öffneten den Forschern ihre Tore erst im Laufe der Zeit.⁴ Dennoch ist der Anspruch, das Leben eines Mannes in seiner ganzen Fülle wiederzugeben, ein (zu) grosser. In anderen Worten: Die Essenz der *Bonstettiana*, nämlich das Leben Karl von Bonstettens im Dialog mit seinen Zeitgenossen darzustellen, birgt auch ein willkürliches Element.⁵

Jeder Band ist mit einer Einleitung ausgestattet, die den Leser mit historischen, rezeptionsgeschichtlichen, biografischen und editorischen Informationen versorgt. Die einzelnen Bandteile sind zur besseren inhaltlichen Übersichtlichkeit wiederum gesondert eingeleitet (besonders gelungen: die Band- und Zwischentitel). Sehr zu begrüßen ist, dass Text und Kommentar in einem Band vereint sind und der Stellenkommentar in Anmerkungen auf der jeweiligen Seite figuriert. Der Kommentar nimmt den Leser zweifellos ernst, denn er setzt – trotz den Einleitungen, Zeittafeln und anderen Grafiken⁶ – sehr viel Wissen über die Epoche, auch mentalitäts- und literaturgeschichtliches (*groupe de Coppet*!), voraus. Der Stellenkommentar liefert in erster Linie biografische Hinweise, in der Korrespondenz editorische Details (Standort, Kontext der Briefbeziehung), sofern nicht im Lauftext selbst vermerkt, manchmal Erläuterungen zu Zeitereignissen. Geografisches und Realia (bei den Reisen von Bonstettens nicht unerheblich) werden grundsätzlich nicht kommentiert. Dies soll nun den *Bonstettiana* keineswegs als Mangel angekreidet werden, ganz im Gegenteil: Es wäre angesichts heutiger elektronischer Nachschlagewerke überflüssig, jedes Detail, das Fragen aufwerfen könnte, zu kommentieren, oder mit anderen Worten: Ein guter Kommentar zeichnet sich auch durch den Mut zur Lücke aus.

Grosse Bewunderung verdient die Tatsache, dass es sich bei den *Bonstettiana* um ein zweisprachiges Unterfangen handelt.⁷ Über die Hälfte der Texte ist auf Französisch verfasst, einige sind für die Ausgabe eigens auf Deutsch übersetzt worden (Hauptmitarbeiterin für die französischen Texte: Antje Kolde). Auf der Textebene ist die Zweisprachigkeit jedoch Genuss und Qual zugleich: Karl von Bonstetten war ein sehr typischer *Bilingue*, das heisst, er drückte sich in beiden Sprachen mangelhaft aus. So liegen zwischen der Privatkorrespondenz Bonstettens und seinen gedruckten Werken sprachliche Welten: Letztere sind vor dem Druck ganz offensichtlich stilistisch, grammatikalisch und orthografisch überarbeitet worden. Erst nach der Überarbeitung wird verständlich, weshalb der Literaturkritiker Charles-Augustin Sainte-Beuve ihm hohes Lob zollte («on n'écrit pas mieux en français»). Die Lektüre der privaten Briefe hingegen erweist sich oft als Hürdenlauf wegen der mangelnden Zeichensetzung, Satzteilen wie «etsurtout cetoubli de notre dignité, de notre Selbständigkeit» und Wortungetümen wie «etoitde-

feuetdesang».⁸ Ob es Karl von Bonstetten gutgeheissen hätte, seine Schriften in diesem Zustand zu publizieren, bleibe dahingestellt!

Wird ein kurzer Text nach dem Prinzip des diplomatischen Abdrucks («Ist-Zustand» des Textes) ediert, stellt dies an den Leser nicht allzu viele Herausforderungen. Liegen aber mehrere Briefbände buchstaben- und zeichengetreu vor, erfordert die Lektüre einen buchstäblich langen Atem. Die Korrespondenz Bonstettens und vieler seiner Briefpartner sind vielmehr als Causerie, als spontanes Briefgespräch denn als Schriftstück zu lesen.⁹ Die Folgen der Zweisprachigkeit und der «mündlichen Schriftlichkeit» der Briefe für die Edition werden in der exzellenten Einleitung des ersten Korrespondenzbandes erläutert. Auffallend ist, dass die Briefe an den Vater (auf Französisch) viel korrekter sind, als hätte sich der Respekt vor dem Adressaten auf die Rechtschreibung ausgewirkt. Dasselbe gilt freilich auch für die Briefe, die nicht nach den Originalen, sondern nach früheren Ausgaben ediert wurden. Nun sind solche editorischen Überlegungen auch Glaubenssache, und ein Briefband wird nicht wie ein Roman von A bis Z gelesen. Aber die Korrekturereingriffe werden nicht immer einheitlich durchgeführt. So schreibt Bonstetten an seinen Freund, den Historiker Johann von Müller, ziemlich nachlässig: «Ne negliges rien, mais songez ... qu'ils avoient faits une Sottise... faites reparation à Fuesly [Füssli].»¹⁰ Im selben Band schreibt Charles Bonnet an Karl von Bonstetten, und zwar viel korrekter; trotzdem werden dessen wenige Fehler nun im Apparat korrigiert. Gewisse textliche Wiederholungen waren wohl nicht zu vermeiden (ausführliche Zitate aus Briefen, die schon in einem anderen Band ganz abgedruckt sind). Schliesslich kann sich die Leserin eines gewissen Gefühls der Verlorenheit in der Masse nicht erwehren, wenn sie zum Beispiel nach einer Abkürzung sucht, die im vorliegenden Band partout nicht erklärt wird.

Höchstens Genuss verschaffen Bonstettens Aufzeichnungen, wenn sich das polyglotte Umfeld in dessen sprachlicher Spontaneität niederschlägt und dessen weitgespannte Welt dem Leser so recht bewusst wird: «ich war allein [...] einen ganzen Abend in Coppet bei der Stael mit Ihrer schonen Tochter [Albertine, Tochter Benjamin Constants] duchesse de Broglie. Alles sprühte um uns von Wiz und Munterkeit, die Stael überflog alle. Ich kann kein Geschopf mit Byron vergleichen. Seine Stimme ist die eines Engels, auch alle seine Züge, doch blitzt ein kleiner Satan durch, der doch halb from ist. Die Stael sage mir Vous et Byron vous vous ressemblez beaucoup, excepté que vous etez bon, et que lui est un Diable.»¹¹

So schwer man sich entschliessen kann, mit welchem Band man beginnen soll, so schwer fällt es dem Leser, die Lektüre beiseitezulegen: Schlicht überwältigend ist die Fülle der Materialien und der Kenntnisse, in die man Einblick gewinnt. Karl von Bonstetten, geprägt von seinem Mentor, dem Naturwissenschaftler Charles Bonnet, war

noch ein Polyhistor vom alten Schlag, dessen Interesse vielfältigsten Disziplinen galt (Linguistik, Ethnologie, Physik, Ökonomie usw.). In seinen Schriften untersucht er, ganz Mann seiner Zeit, zahlreiche gemeinnützige, sogenannte volksaufklärerische Themen wie Erziehung und Armenwesen. Die *Bonstettiana* stellen historische und literarische Quellen zur Verfügung, die anderen Editionsprojekten noch wertvolle Dienste erweisen werden. Dabei sei nicht vergessen: Karl von Bonstetten war privilegiert punkto familiärer Herkunft, Bildung und Geld; er konnte reisen und die Welt entdecken. Gerade seine Briefkorrespondenz zeigt in aller Deutlichkeit einzig die Welt der Schönen und Reichen. Als er Rom besuchte, dinierte er selbstverständlich mit dem schottischen Thronprätendenten Charles-Edward Stuart («Bonnie Prince Charlie») und erlaubte sich sogar einen Flirt mit dessen Gattin. Das Institut Philipp Emanuel Fellenbergs in Hofwil bei Bern empfahl er mehrmals – adligen Familien, die der Erziehung ihrer Söhne den letzten Schliff geben wollten, keineswegs armen Schluckern, die sich nachher in einer Dorfschule mit Bauernkindern abgemüht hätten.¹² Umso lieber stösst man auf Zeugnisse von Bonstettens zum Besuch Johann Pestalozzis im Berner Oberland und seine Würdigung von Pestalozzis Roman *Lienhart und Gertrud*.¹³ Schliesslich sind Bonstettens Schriften allein deshalb beeindruckend, weil sie ein Beziehungsgeflecht enthüllen, angesichts dessen man heute trotz aller sozialen Medien vor Neid nur erblassen kann.

Marianne Derron Corbellari, Hauterive

¹ Die Ausgabe wird von einer Internetseite begleitet: www.bonstettiana.ch; sehr begrüssenswert sind hier elektronisch abrufbare Registerbände. Die *Bonstettiana* zeigen damit, wie sich traditionelle (Buchform) und moderne Mittel (digitaler Support) fruchtbar verbinden können und müssen.

² Kurt Kloocke veröffentlichte zwischen 1997 und 2012 in den *Annales Benjamin Constant* Rezensionen zu einzelnen Bänden; vgl. Ders.: «Bonstetten, cosmopolite philosophe. Introduction». *Oeuvres & Critiques* XXXVII,2 (2012), S. 3–6, bes. Anm. 4.

³ Dass die Ausgabe gelingen konnte, führen Doris und Peter Walser-Wilhelm massgeblich darauf zurück, dass sie sich auf ein relativ kleines, aber stabiles Mitarbeiterteam abstützen konnten und intensiven Kontakt zu anderen Editoren pflegten. – Ich danke den Hauptherausgebern herzlich für das mir gewährte, persönliche Gespräch.

⁴ Die Erben der Germaine de Staël z.B. gewährten Ende der 1990er-Jahre den Forschern noch kaum Zugang zum Nachlass ihrer Vorfahrin im Schloss Coppet.

⁵ So nahmen die Herausgeber auch Texte von Friederike Brun-Münter auf, die sie zwar nie an Bonstetten sandte, ihn darin aber (vielleicht?) ansprach; weiter Korrespondenz zwischen seinen Briefpartnern, Mietverträge von Bonstettens u.Ä.

⁶ Gestalterisch ist die eine oder andere Grafik nicht mehr auf modernstem Stand. Angesichts der Reisen von Bonstettens wäre u.U. eine Karte seiner Routen und Stationen wünschenswert gewesen.

⁷ Zählt man die italienischen Publikationen dazu, sogar dreisprachig: vgl. www.bonstettiana.ch, Ergänzende Publikationen.

⁸ Briefkorrespondenz XI,2, 634, S. 710.

⁹ Vgl. Briefkorrespondenz XI,2, S. 487.

¹⁰ Briefkorrespondenz IV,1, 17 und S. 372.

¹¹ Briefkorrespondenz XI,2, S. 672.

¹² Vgl. Briefkorrespondenz XI,2, 688.

¹³ L'homme du Midi et l'homme du Nord. 1810–1826. Erster Teilband, S. 312 und Anm. 61 (De l'Education des Bernois); Briefkorrespondenz XI,2, S. 950 und Anm. 58.

Crousaz, Karine: L'Académie de Lausanne entre Humanisme et Réforme (ca. 1537–1560).

Leiden, Boston: Brill 2012. 608 p., ISBN 978-90-04-21038-7.

L'Académie de Lausanne méritait bien qu'une thèse de doctorat lui fût consacrée, ne serait-ce que pour bousculer l'historiographie, en apportant un éclairage inédit sur la mise en œuvre de la première Haute Ecole protestante en territoire francophone. Si Karine Crousaz ne sous-estime pas les enjeux politiques et confessionnels qui président à la création de l'Institution lausannoise, elle tient les idéaux humanistes en matière de pédagogie pour un aspect contextuel déterminant. Dès lors que les réformateurs sont accusés de détruire les «bonnes Lettres», autrement dit l'éducation et, avec elle, la cohésion sociale, l'instruction des jeunes élites apparaît comme une priorité du temps et des gouvernements. La perspective est originale, rigoureusement fondée sur la (re-)lecture fine et l'exploitation ingénieuse de multiples sources éclectiques, manuscrites et imprimées.

Pas à pas, Karine Crousaz décortique le processus d'éclosion de la *Schola lausannensis* en référence au contexte de la formation européenne et suisse. Elle accompagne ainsi l'évolution d'une académie à la recherche d'elle-même, de ses balbutiements en 1537 à l'élaboration de ses lois organiques entre 1545 et 1547, lesquelles articulent les études en deux niveaux – inférieur avec sept classes (*schola privata*) et supérieur avec quatre classes (*schola publica*). A suivre l'auteure, magistrats et pasteurs communient alors dans l'idéal de la transmission d'un savoir édificateur, qui, sous l'influence de l'humaniste strasbourgeois Jean Sturm, leur inspire des structures scolaires propices à l'acquisition d'une «piété lettrée». Toutefois, l'implication de l'Etat de Berne, alors réduite à la création généreuse (sic) d'un pensionnat de 12 boursiers en 1540, est vite estompée par le débat intellectuel entre les figures marquantes du moment, notamment celles du réformateur vaudois Pierre Viret, du pédagogue neuchâtelois Maturin Cordier, de l'humaniste italien Celio Secondo Curione et du pasteur bernois Simon Sulzer. La question des relations entre les autorités civiles et ecclésiastiques n'est pas pour autant contournée; elle surgit à chaque fois que la conception bernoise de l'Eglise d'Etat, telle

que la doctrine zwinglienne et les Actes du Synode de 1528 la définissent, est confrontée à une velléité d'obédience calviniste de séparation entre l'Etat et l'Eglise. Ainsi la crise de 1558/59 devient-elle la résultante des conflits antérieurs (1542, 1548/49) et met-elle un terme à l'âge d'or éphémère de l'Ecole de Lausanne (1550–1558) avec l'exode de ses parangons de l'enseignement et de ses étudiants à Genève, simultanément dotée d'une Académie désormais concurrente.

Sur un plan plus concret ou en prise directe sur une certaine réalité d'Ancien Régime, Karine Crousaz aborde, avec les nuances d'usage, la complexité du financement de l'Institution lausannoise (salaires, bourses d'études et infrastructures); le profil des professeurs (procédure de nomination, origine, compétences, expérience); le portrait diversiforme des étudiants, tant par leur provenance que par leur statut social et leurs moyens de subsistance; la formation résolument en adéquation avec les idéaux humanistes poursuivis par les pédagogues protestants comme catholiques, jésuites inclus.

Pour Karine Crousaz, la chose est entendue: l'Académie de Lausanne ne relève d'aucun modèle théorique publié jusqu'à elle; l'Institution a, au mieux, réalisé la synthèse des expériences pédagogiques menées à Zurich, Strasbourg, Paris et Louvain pour incarner, dès la promulgation de ses lois organiques en 1547, «l'archétype de toutes les Académies calvinistes [...] fondées aux XVI^e et XVII^e siècles, que ce soit à Genève, en France, en Allemagne, aux Pays-Bas, en Ecosse, en Pologne ou encore aux Etats-Unis, dont les trois premiers Colleges, Harvard, William and Mary, Yale, se situent dans la même tradition...». Foin de retenue historiographique, osons: Lausanne négligée! Lausanne dévalorisée! Lausanne caricaturée! Mais Lausanne réhabilitée par un ouvrage savamment ciblé.

Patrick-R. Monbaron, Lausanne

Fröhlich, Martin: Das Hotel Bellevue Palace in Bern – The Bellevue Palace Hotel in Berne.

Hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern 2013. Reihe «Pages blanches». 107 S. ISBN 978-3-03797-082-9.

Die Publikation basiert auf dem Text des Schweizerischen Kunstführers *Das Hotel Bellevue Palace in Bern* von 2006 des gleichen Verfassers. Das schön bebilderte Buch führt uns auf Deutsch und Englisch durch die Geschichte des Berner Luxushotels von seinen ersten Anfängen bis in die Gegenwart.

Mit der Wahl der Stadt Bern zur Bundesstadt mussten hier standesgemässe Unterkünfte für Parlamentarier entstehen. Kurz nachdem 1858 das Hotel Bernerhof eröffnet hatte, erwarb der Wirt des an der Münsterergasse gelegenen Gasthofs Falken, Carl

Friedrich Leopold Osswald, zwei Liegenschaften an der Inselgasse zwischen dem alten Inselspital und der Berner Münzstätte. An dieser Stelle errichtete er 1864/65 ein zweiflügeliges Hotel mit einem repräsentativen Garten. Er benannte es nach der hier gelegenen, vielbesuchten Aussichtsterrasse «Bellevue». Diesen Namen trugen damals viele Hotels, denn es hing ihm ein Flair grossbürgerlicher Lebensweise an.

Das «Bellevue» prosperierte – und gelangte schon bald an den Rand seiner Platzkapazität und seiner Leistungsfähigkeit. Der Besitzer Osswald gründete deshalb 1911 zusammen mit weiteren Interessierten die *Hotel Bellevue Palace AG* und übertrug ihr das Eigentum am Hotel. Die AG erwarb zwei benachbarte Liegenschaften, liess das gar noch nicht so alte Hotel Bellevue abreißen und an seiner Stelle von den Architekten Paul Lindt und Max Hofmann das um einiges grössere und prächtigere Hotel Bellevue Palace errichten, das am 27. November 1913 seinen Betrieb aufnahm.

Der Autor beschränkt sich nicht auf die Darstellung der Geschichte des Hotels, sondern führt die Leserschaft in einem fast dreissig Seiten umfassenden Kapitel durch das heutige «Bellevue», immer wieder im Vergleich mit der ursprünglichen Innenausstattung. Zahlreiche Fotografien zeigen die Entwicklung und die Anpassungen der Innenarchitektur an den Geschmack der jeweiligen Zeit. Die Publikation schliesst ab mit einer Auflistung und einigen Bildern von berühmten Gästen.

Gemäss Fröhlich verkörpert das «Bellevue Palace» in exemplarischer Weise den Typus des Stadthotels. Es liegt im Stadtzentrum, ist verkehrstechnisch bestens erschlossen und bietet eine einzigartige Aussicht auf die Berner Alpen mit Eiger, Mönch und Jungfrau. Dank seiner Nachbarschaft zum Bundeshaus etablierte sich das «Bellevue» auch als Staatshotel, das viele illustre Gäste beherbergte. Die Nähe zum politischen Zentrum der Schweiz liess es zu einem Angelpunkt des politischen und gesellschaftlichen Lebens werden, zu einer heimlichen «Dépendance der Macht».

Anna Bähler, Bern

**Haller, John Peter; Egli, Anita (Hrsg.): Selve Thun.
Erinnerungen eines Ehemaligen.**

Oberhofen: Zytglogge Verlag 2013. 176 S.
ISBN 978-3-7296-0866-5.

Die Selve ist wohl den meisten Thunerinnen und Thunern ein Begriff. Die älteren erinnern sich an den jahrzehntelang florierenden Metallverarbeitungsbetrieb, der lange der grösste Arbeitgeber der Region Thun war. Die jüngeren hingegen verbinden den Namen Selve eher mit der Industriebranche, die bis vor einigen Jahren eine riesige Partymeile mit nationaler Ausstrahlung und zweifelhaftem Ruf beherbergte.

2013 ist im Berner Zytglogge-Verlag ein hochinteressantes und reich illustriertes Buch erschienen, das die Geschichte der *Schweizerischen Metallwerke Selve* von ihrer Gründung 1895 bis zu ihrer Liquidation 1993 nachzeichnet. Der Untertitel «Erinnerungen eines Ehemaligen» ist ein Understatement. Wohl hat der Autor seine Lehre in der Selve absolviert und von 1955 bis 1993 ununterbrochen in dieser Firma gearbeitet. Doch die Publikation, die hier vorliegt, ist kein simples Erinnerungsbuch eines ehemaligen Angestellten, sondern eine äusserst facettenreiche Darstellung der Entwicklung der Firma.

Die Gründung der Selve und ihre weitere Entwicklung, Besitzerfamilie, Geschäftsleitung, die Arbeiterinnen und Arbeiter, die Produktion und die Produktpalette, die sozialen Einrichtungen: All diese Aspekte kommen zur Sprache. Auch negative Ereignisse wie Unfälle oder die Vergiftung der Aare im Sommer 1971 lässt der Autor nicht aus. Einzig der Niedergang der Selve in der Krise der 1970er-Jahre, die Übernahme durch den Finanzjongleur Werner K. Rey 1979 und deren Folgen kommen etwas zu kurz.

Hallers Ausführungen sind in einem angenehm sachlichen Ton geschrieben. Seine eigenen Arbeitserfahrungen fliessen aber trotzdem ein und lassen die Firmengeschichte lebendig werden. Haller beschreibt zum Beispiel das Verhältnis der Firmenbesitzerin Else von Selve (1888–1971) zur Direktion, zu den Angestellten, den Arbeiterinnen und Arbeitern und zeigt damit auf, wie prägend diese Frau für die Firma war. Er erzählt aber auch von den Arbeitern, die teilweise bis in die 1950er-Jahre hinein einen langen Arbeitsweg zu Fuss oder mit dem Fahrrad zurücklegen mussten, weil sie auf dem Land lebten, wo sie neben der Arbeit in der Fabrik noch einen kleinen Bauernhof betrieben.

Das Schönste am Buch sind die zahlreichen Fotografien, die in bester Qualität reproduziert sind. Sie zeigen Gebäude, Innenräume und Personen. Häufig kennt der Autor die Namen der Personen, manchmal zeigen die Fotos Arbeiter oder Angestellte, auf die er auch im Text eingeht. Am eindrücklichsten sind die Fotos der Arbeiter in den grossen Produktionshallen, wo unter anderem Walzplatten gegossen wurden. Bis 1949 betrug die Temperatur des Walzgutes um 1000 Grad – man sieht den fotografierten Arbeitern die Hitze im Raum und die Schwerarbeit förmlich an.

Es ist ein grosses Verdienst des Autors, aber auch des früheren Thuner Stadtarchivars Jon Keller sowie der Herausgeberin und heutigen Stadtarchivarin Anita Egli, dass sie die Akten der *Schweizerischen Metallwerke Selve* retteten, archivierten, erschlossen und mit diesem Buch einer interessierten Leserschaft zugänglich machten. Damit bleibt ein Stück Schweizer Industriegeschichte der Nachwelt erhalten, ein Stück Geschichte, das auch die Entwicklung der Stadt Thun nachhaltig prägte.

Anna Bähler, Bern

**Rascher, Jürgen: Die Kasseler Künstlerfamilie Haag.
Ein Beitrag zur Kunstgeschichte von Kassel, Den Haag und Bern.**

Lindenberg: Kunstverlag Josef Fink 2013. 514 S.

ISBN 978-3-89870-626-1.

Haag? Ein uns bislang verborgen gebliebener, unbekannter Künstlername, bei dessen Hinweis auf eine Kasseler Verbindung und dem im Untertitel angetönten Bern jedoch bereits erste Vermutungen wach werden: Kam nicht auch Johann August Nahl d. Ä. aus Kassel und war in Bern, Hindelbank und Yverdon tätig – als gefragter Plastiker und in seiner Berner Zeit ein von Emanuel Handmann porträtierter Künstler? Ein erster Anhaltspunkt scheint gegeben und neugierig wirft man einen Blick in das Inhaltsverzeichnis, das elf Kapitel aufweist; eine doppelseitige Genealogie mit deutscher und niederländischer Linie am Anfang, die üblichen Verzeichnisse im Anhang. Jedes Kapitel ist einer bestimmten Künstlerpersönlichkeit in chronologischer Abfolge gewidmet, beginnend mit Johann Ernst Antonius Haag in Kassel Ende des 17. Jahrhunderts, endend mit der Malerin Grietje Schakel-Braakensiek aus dem 20. Jahrhundert, einer Nachfahrin von dem im 18. Jahrhundert nach Amsterdam ausgewanderten Johann David Christian Haag. Der Autor bekennt in der Einleitung freimütig, kein Kunsthistoriker zu sein, aber ein Nachfahre derselben Künstlerfamilie Haag, mit der er sich aufgrund seiner genealogischen Interessen über zehn Jahre lang beschäftigte. Das Fazit dieser Forschungen legt er im vorliegenden Band vor.

Schon beim zweiten der behandelten Künstler, Carl Christoph Haag, ist der Bezug zur Schweiz hergestellt: Zusammen mit dem Berner Johann Friedrich Funk wurde Haag 1730 im Landgut Creux-de-Genthod am Genfersee für bildhauerische Fassadendekorationen wie Giebel, Konsolen, Masken an dem von Blondel konzipierten Bau verpflichtet. Als Quelle dienten dem Autor offensichtlich vor allem Eduard J. Fallets Ausführungen über Nahl (1970), die er neu aufbereitet und akribisch mit ebenfalls neuen Quellenangaben belegt. Es kamen nicht nur hessische Handwerker nach Bern, sondern auch Berner und andere Schweizer nach Kassel. Das Geflecht von künstlerischem Austausch europaweit ist einmal mehr beeindruckend. Das Vorgehen des Autors ist ebenso simpel wie klar: chronologisch gesicherte Daten in biografischer wie auch künstlerischer Abfolge hintereinandergereiht, dokumentiert und kommentiert, aber nicht hergeleitet oder in einen weiteren Kontext gestellt.

Vor allem auch das dritte Kapitel ist für die Berner Kultur- und Kunstgeschichte erwähnenswert. Es behandelt Rudolph Friedrich Haag, 1712 geboren, und ab 1732 in Bern. Als jüngerer Bruder des oben erwähnten Carl Christoph wird er im Manual der

Bürgerkammer aufgeführt, der städtisch-archivalischen Fundgrube für Aufenthaltsnachweise. Es folgen die Verheiratung mit Elisabeth Mühleisen sowie die Aufenthaltsbewilligung. Als erste Arbeit fertigte Haag 1734 zwei Monumentalvasen für einen Friedhof an. Spontan kommen dem Leser hier die beiden Vasen im Rosengarten in den Sinn – eine diesbezügliche Abklärung wäre schön gewesen. Der Autor nimmt an, dass der Künstler zudem Patrizierhäuser mit ornamentalem Bauschmuck versah; beim Bau des Burgerspitals beteiligte er sich mutmasslich an der Dekorationsplastik. Akurat werden Quellen und Archiveinträge aufgelistet, einzelne andere Künstler damit ausgeschlossen und weitere dafür in Betracht gezogen. Hier wäre eigentlich der Ansatzpunkt gelegen, stilistische Vergleiche anzubringen mit weiteren Künstlern, was aber der Autor ja a priori ausgeschlossen hat. Darum wirken die Erläuterungen gerade in ihrer quellenmässig belegten Fülle etwas unübersichtlich und zusammengewürfelt. Auch gewisse repetitive Wiederholungen von Sachverhalten wirken etwas ermüdend. Eine gesonderte Werkzusammenstellung am Schluss des Kapitels hätte die Bedeutung des künstlerischen Oeuvres akzentuiert.

Im sechsten Kapitel wendet sich Rascher dem niederländischen Hofmaler Tathard Philipp Christian Haag zu und stellt nun einen Werkkatalog mit 110 Einträgen zu Gemälden, vor allem Porträts, und 179 Einträgen zu grafischen Blättern an das Ende seiner Erläuterungen. Technische Angaben, Beschreibung und Erläuterung sind jedem Eintrag zugeordnet.

Bei den in den Kapiteln 7–11 behandelten Künstlern, darunter eine Künstlerin, wirkt die Darstellung uneinheitlich und zufällig. Überhaupt sucht man in der gesamten Publikation nach einem roten Faden, und der liegt wie erwähnt im Stammbaum verwurzelt, was sich jedoch der Leser selber zurechtschustern muss, da ein diesbezüglicher Hinweis resp. eine zusammenfassende, sprachlich formulierte Übersicht fehlt.

Im Nachhinein wird der Zusatz im Titel leider nicht erhellender, sondern im Gegenteil diffuser: der «Beitrag zur Kunstgeschichte» findet höchstens auf der beschreibenden und auflistenden Ebene statt. Die künstlerische Seite lässt der Autor nach eigener Angabe weg – ausser im Titel, und dies ist verwirrend und schade. Ein Fundus von generalstabsmässig zusammengetragenen Kunstexport hätte auch eine diesbezügliche konzisere Betitelung verdient.

Thomas Freivogel, Zürich